

Zum 80. Geburtstag von
Hans Magnus Enzensberger

Westbindung mit Widerständen

Roman Luckscheiter

Bei ihm passten Gedicht und Gesicht gut zusammen, meinte 1961 Martin Walser über seinen zwei Jahre jüngeren Kollegen Hans Magnus Enzensberger und beschrieb das Gesicht des damals knapp über Dreißigjährigen als eine Mischung aus Freundlichkeit, Liebenswürdigkeit und Charme einerseits und „Spitzbüberei und Frechheit“ andererseits. Sein Lächeln sei mal skeptisch, mal böse. Mit diesem physiognomischen Zugang zum aufstrebenden Lyriker erfasste Walser das Profil eines Undurchschaubaren, Unberechenbaren, Verführerischen und Wütenden zugleich, als der Enzensberger bis heute charakterisiert wird, wenn es darum geht, dass man seine literarische wie politische Positionierung nur schwerlich auf eine Linie bringen kann.

Aus einem kleinbürgerlichen katholischen Elternhaus in Kaufbeuren stammend, in dem er vor achtzig Jahren, am 11. November 1929, geboren wurde, beherrschte er den kritischen Diskurs der Nachkriegsgesellschaft wie kaum ein anderer. Von der politischen Biografie bis zum soziologischen Essay, vom Versepos bis zum Mathematikbuch für Kinder ist ihm kein Genre fremd. Der gebildete Dichter, der 1955 mit einer Arbeit über den Romantiker Brentano promoviert wurde, betätigt sich als Aufklärer in jeder Form unter der Voraussetzung, dass sie anregend ist. Er hat den Neckermann-Katalog analysiert und Intelligenztests getestet. Bisweilen nutzt er auch ein Pseudonym, um das Spielfeld seiner Experimente noch zu vergrößern – und etwa

als Andreas Thalmayr eine „erste Hilfe für gestresste Leser“ unter dem Titel *Lyrik nerot* vorzulegen.

Als Walser sich mit der komplexen Mimik Enzensbergers als Ausdruck seiner unheimlichen Vielfalt beschäftigte, lagen bereits dessen erste Lyrikbände vor: *Verteidigung der Wölfe* von 1957 und *landessprache* von 1960: „Was habe ich hier verloren, / in diesem land / dahin mich gebracht haben meine Älteren / durch Arglosigkeit?“, fragt nicht ohne Pathos das lyrische Ich in *landessprache* und webt Deutschland in ein sprachliches Netz des kalten Grausens. Es wird betitelt als „arischer Schrotthaufen“, als „Mördergrube“ und „Schlachtschüssel“, seine Bewohner sind „verbrauchte Verbraucher“, oberflächliche Pflichterfüller, die den Ungeist der Vergangenheit in ihren Verhaltens- und Sprechweisen noch erkennen lassen. Das Gedicht ist der poetisierte Restauraionsvorwurf.

Heimat als unbewohnbarer Ort

Doch die zum unbewohnbaren Ort stilisierte Heimat war zugleich der Ort eines unvergleichlichen Erfolgs: Enzensberger war bereits Redakteur beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk und wurde dort von Alfred Andersch gefördert und in den literarischen Betrieb integriert. Andersch verlieh ihm das nötige Selbstbewusstsein, indem er ihn mit Brecht und Heine verglich. Mit seinem ersten Gedichtband habe Enzensberger etwas vorgelegt, was es „in Deutschland seit Brecht nicht mehr gegeben habe: das große politische Gedicht“.

Mit ihm, so Andersch, beginne gar eine neue Ära: „Genau wie Heine vom jungen Deutschland als eine Erlösung empfunden wurde, so scheint auch Enzensberger für uns einen epochalen lyrischen Leerlauf zu beenden: die Epoche der sterilen ästhetizistischen Gebilde.“

„Tod der Literatur“

In der Tat ging es in den Folgejahren um nichts weniger als die Revolutionierung des Literaturbegriffs, die mit einer Revolutionierung der Gesellschaft einhergehen sollte. Enzensberger beteiligte sich an der Radikalisierung der politischen Stimmung, indem er in einem Interview mit dem *Times Literary Supplement* das System der Bundesrepublik für irreparabel hielt und indirekt zum Umsturz der Verhältnisse aufrief. Die Radikalität des Wortes machte sich bezahlt: Prompt wurden Umfragen unter Schriftstellern gestartet, ob sie sich dieser Haltung anschließen würden. Für diejenigen, die sich das vorstellen konnten, hielt Enzensberger die entsprechenden Rezepte bereit: Literatur müsse künftig dokumentarischen und eingreifenden Charakter haben. Es war die Hochzeit von 1968, zu der Enzensberger einen Artikel mit dem Titel „Der Tod der Literatur“ beisteuerte und alle glauben machte, er habe ebendiesen damit ausgerufen. Doch die Sache verhielt sich komplexer. Die Zeitschrift, die er 1965 gründete, um über ein intellektuelles Zentralorgan der Linken zu verfügen, und in der der Tod der Literatur verhandelt wurde, hieß zwar *Kursbuch*, doch so eindeutig wie die Fahrpläne der Eisenbahn, die Enzensbergers Vater akribisch studiert hatte, war es dann doch nicht. Zwar wurde den theoretischen Diskursen der Linken im „Kursbuch“ viel Platz eingeräumt, aber ein paar schöngeistige Gedichte wurden weiterhin abgedruckt, und seien es die schönsten Verse von Mao Tse-tung in Übersetzung des Sinologen Joachim Schickel ...

Enzensberger steht in diesen Jahren für eine Internationale des linken Geistes. Die hat er mit dem *Kursbuch* zu erreichen versucht und als Übersetzer von Pablo Neruda und William Carlos Williams literarisch flankiert. Seine Affinität zum Westen und zu den USA konnte er bei alledem nicht verbergen – im Gegenteil. Mit dem kurzlebigen Zeitschriftenprojekt *Transatlantik* versuchte er, sie in eine neue publizistische Form zu bringen. Enzensbergers Biograf Jörg Lau legt die Vermutung nahe, dass diese Westbindung entstand, als er während der Besatzungszeit den amerikanischen Soldaten als Übersetzer diente.

„Linke Selbstzensur“

Nur eine markante Zäsur gab es, als Enzensberger 1968 das Stipendium einer amerikanischen Hochschule zurückgab und öffentlichkeitswirksam verbreitete, er habe vor, dem Kapitalismus den Rücken zu kehren und auf Kuba bei der Revolution zu helfen. In Uwe Johnsons New Yorker *Jahrestage(n)* sind die entsprechenden Meldungen der amerikanischen Zeitungen archiviert – mit der Skepsis eines Autors, der den Sozialismus aus eigener Anschauung kannte. Enzensberger hingegen wartete bis in die Siebzigerjahre mit der Mitteilung seiner desillusionierenden Erlebnisse auf Kuba. Dass er 1968 dazu schwieg, um die Berliner Revolte nicht zu irritieren, kritisierte er 1976 selbst als „linke Selbstzensur“. So spät das Geständnis kam, so früh war Enzensberger damit im Vergleich mit seinen Kollegen. Den Abschied von den Utopien der 1960er-Jahre, den Enzensberger in einem kunstvoll-ironischen Versepos namens *Untergang der Titanic* zum weltgeschichtlichen Datum mit apokalyptischen Anspielungen machte, vollzogen die meisten Schriftsteller von „Achtundsechzig“ erst Jahre nach ihm. War er einst Vorreiter einer aggressiven Politisierung gewesen, war er

jetzt einer der Ersten, die abgeklärt die Postmoderne einläuteten.

Enzensberger nimmt seine Gegenwart gegen den Strich wahr. In diesem Prinzip könnte die verborgene Einheit seines Schreibens liegen. Indem er sich mit Raffinesse gegen herrschende Diskurse positioniert und sie geistreich durchbricht, setzt er Wegmarken für ihre Ablösung. Das manifestiert sich nicht zuletzt in seinem Band *Ach Europa*. Als die politische Welt damit beschäftigt war, den europäischen Zentralismus auszubauen, wählte Enzensberger die entgegengesetzte Perspektive und reiste konsequent an die Ränder Europas: So erhält der Leser seiner Reportagen kuriose und eigenwillige Eindrücke aus Schweden und Norwegen, Ungarn und Portugal, aber Frankreich, Deutschland und die Benelux-Staaten werden programmatisch ignoriert. Das ex-zentrische Konvolut ist ein Manifest gegen Brüssel, ein Plädoyer für ein Europa der Regionen und für eine unberechenbare Vielfalt jenseits der Ordnungsgewalten.

„Alltag ohne Propheten“

Und noch ein Beispiel für die typische Widerspenstigkeit: Enzensberger, den man im Nachhinein gern als *den* Intellektuellen der Bundesrepublik bezeichnet, gehörte zu denjenigen, die nach den Ereignissen des Jahres 1989 das Ende der eigenen Kaste kommen sahen. Als die Leute in Ostdeutschland auf die Straße gingen und riefen „Wir sind das Volk“, da fürchteten nicht wenige, gerade unter den Schriftstellern, es könne sich ein neuer deutscher Nationalismus formieren. Während Kollegen wie Günter Grass argwöhnisch versuchten, über einen „dritten Weg“ um die Wiedervereinigung herumzukommen, bewunderte Enzensberger die friedliche Vernunft der Straße: Er sah eine Gesellschaft auf sich zukommen, „die sich keine regulativen Ideen mehr von außen oder von oben einflößen“ ließe

und sich von den „Macht- und Ideenverwaltungen“ mit Recht abwende: „Ganz im Gegensatz zur Hysterie ihrer ‚Eliten‘ hat die überwältigende Mehrheit der Deutschen“, so Enzensberger im *Kursbuch 100/1990*, „ein Maß an Einsicht und Vernunft an den Tag gelegt, das ihr kaum jemand zugetraut hätte.“ Für ihn war damit ein „Alltag“ angebrochen, „der ohne Propheten auskommt“.

Mit seiner Diagnose verabschiedete er die Rolle, die er selbst seit den 1960er-Jahren ausgefüllt hatte, in die Bedeutungslosigkeit und rettete sich in einen neuen Typus, den er den „Helden des Rückzugs“ nannte. Gorbatschow wird für ihn zur Leitfigur des „Verzichtspolitikers“: „Er hat das vorletzte monolithische Imperium des zwanzigsten Jahrhunderts demoliert ohne Gewalt, ohne Panik, ohne Umweg. Es hat sehr lange gedauert, bis die Welt auch nur anfang, sein Projekt zu begreifen.“ Wenn er dann von der Einsamkeit dieses Helden fabuliert, wird ein zentrales Motiv seiner Post-89er-Essayistik deutlich: Der einstige Aufklärer ist zum Beobachter geworden. So kehrt eine Distanz zurück, die er in seinen frühen Gedichten aus politischen Gründen einnahm. Fast ein halbes Jahrhundert später sind es eher ästhetische Bedenken, die ihn davon absehen lassen, sich mit dem Alltag abzufinden. In einem Beitrag über Mode für die *Neue Zürcher Zeitung* lässt Enzensberger durchblicken, dass er für eine ästhetische Erziehung durchaus noch Spielraum sieht: „Der normale Passant hat sich [...] als Hochseefischer, Fallschirmjäger, Zirkusclown, Hochleistungssportler, Bürgerkriegssoldner, Lumpenproletarier, Hanswurst, Zuhälter oder Bomberpilot verkleidet. Der Körper soll möglichst amorph dargestellt werden als Riesenwurst, Fesselballon oder Kartoffelsack.“ Er mag auch diese Zeilen mit Skepsis, Bosheit und Liebenswürdigkeit zugleich geschrieben haben.